

Schiebs These, dass »der jüdische Witz in seiner intelligenten, scharfen, antithetischen Ausprägung stark auf den Berliner Witz einwirkt«, »aus Schlesien überlieferte Witze« hingegen auf die »große Lust an Sprachspielerei«, vulgo das Kalauern. Auf ihrer »Reise durch 150 Jahre Berliner Witzgeschichte«, vom bekannten Satiriker Adolf Glaßbrenner bis zum leider noch bekannteren M. Barth macht Schieb aber allzu oft Station bei Kabarett, Chanson, Film, Fernsehen und anderem allenfalls im weitesten Sinne Witzverwandten, wobei manches weder berlinertypisch noch überhaupt komisch ist, etwa Friseurgeschäftsnamen. Die dennoch vielen verbleibenden klassischen Witze zeigen, wenn überhaupt irgendetwas, den erwartbaren Triumph der (fürs Flache verantwortlichen) schlesischen Einflüsse über die (fürs Gelungene zuständigen) jüdischen.

Meinen Lieblingswitz hat Schieb unlängst schon mal in der *Taz* erzählt, im Buch erscheint er en passant als »der kurze Dialog, in dem die Geliebte bittet: »Küss mir, Kasimir.« Er verbessert: »Mich, Liebling, mich.« Sie, resistent und dahinschmelzend: »Küss mir, Kasimich.« Jut.

Berauschend

Thomas Vinterbergs »Der Rausch« galt schon einige Zeit als Geheimtipp, die Ausstrahlung wurde coronabedingt lange auf Eis gelegt, inzwischen hat man den Film aber schon einmal mit einem Oscar ausgezeichnet. Mit Recht, möchte ich an dieser Stelle sagen, ist er doch von einer angenehm und didaktischen Machart, trotz der immer auch ernstesten Themas Alkohol und Abusus.

Was passiert? Vier befreundete Lehrer kommen eines Abends bei einem Essen im Restaurant auf die These des norwegischen Psychologen Finn Skårderud zu sprechen, nach der der Mensch mit 0,5 Promille Alkohol zu wenig im Blut geboren wird. Geschichtslehrer Martin ist der erste, der kurz darauf den Alltagsversuch wagt und feststellt, dass ihm das Unterrichten in leicht angeheitertem Zustand tatsächlich wesentlich lockerer von der Hand geht. Neugierig steigen die Freunde mit ein und wähen sich anfangs noch in einem Experiment, weswegen sie das Ganze auch als Teil einer wissenschaftlichen Studie verstanden wissen wollen, für die sie ihre Erfahrungen protokollieren. Selbstredend artet das Experiment aus, mit teils heftigen Folgen für die Beteiligten.

Exemplarisch für den Witz des Films sei die Szene erwähnt, in der Musiklehrer Peter seinen Chor ermuntert, doch die Augen zu schließen und sich ganz auf das Gehör und den Gesang zu konzentrieren, nur um im Hintergrund ungestört trinken und seinen angepeilten Pegel halten zu können. Dass in Szenen wie diesen immer schon die potentielle Katastrophe lauert, ist klar, dennoch liegt die Stärke des Films gerade darin, beide Seiten auszuspielen: das Glück des Rausches wie auch sein Elend.

06/21

Toter untoter Doderer

Der Romancier Heimito von Doderer, 1896–1966, ist vieles: Großbürgersohn und Familienhasser; 80 Prozent seines Lebens erfolglos, in den letzten 20 Prozent weltberühmt; Teil des gepflegten österreichischen Literaturkanons (»Die Strudlhofstiege«) und hemmungsloser Hochkomiker (»Die Mero-winger«); subtilsublim und saugrob. Und, wie man bei seiner letzten Gefährtin Dorothea Zeemann nachlesen kann (»Reptil und Jungfrau«): kalter Faschist wie auch fröhlicher Rezipient avantgardistischer Fäkalpoesie.

Bisher unbekannt war mir, dass Doderer zehn Jahre nach seinem Tod wiedergeboren wurde. Und zwar im Körper eines Mädchens aus der proletarischen Wiener Großfeldsiedlung, wohnhaft in der Heimito-von-Doderer-



Gasse. Anders als anderen Wiedergeborenen ist es ihm allerdings nicht vergönnt, autonom zu handeln, vielmehr betrachtet er die Welt durch die Augen der kleinen Marie und muss sich, Zuschauer statt Teilnehmer, in der ungewohnten Umgebung zwischen Laufstall und Kindergarten, Freibad und Gemeinschaftswaschküche zurechtfinden. Bis er versucht, mit seiner kleinen Beherbergerin in Kontakt zu treten, auf dass sie irgendwann schreiben lerne und ihm seinen todesbedingt abgebrochenen Roman No. 7 vollenden helfe – was eine Geduldprobe ist, solange das Kind noch im Krabbelalter steckt: »Marie! schrie ich, Marie, hören Sie mir zu! Sie müssen meine Befehle aufs Genaueste befolgen. Nehmen Sie Schwung und rollen Sie seitlich auf Ihren Bauch. Das schafft jedes Kind, so auch Sie!«

Nadja Buchers »Die Doderer-Gasse« (Milena) hat mich da erfreut, wo zwei Welten aufeinanderknallen: das Siezen eines Babys vs. Biene-Maja-TV, Doderers Ekel vor Schrebergärten und Kleinbürgervergnügen vs. kleine Mädchen, die Modezeitschriften lesen und »99 Luftballons« singen. Erkennbar Freude am eigenen Sujet hat das Buch dort, wo es die Spezialempfindlichkeiten des wiedergeborenen Autors aufnimmt, etwa den

Hass auf den Berufsstand der Hausmeister (»... als gedrungenes, gräuliches Staubgewächs erschien Lurch bei seinen seltenen öffentlichen Auftritten. Lurch ragte nie weit aus seiner Hausmeisterwohnung hervor, maximal aus den Fenstern, wo er sich ein Dienstkissen bereitgelegt hatte«) oder Dodererismen einflucht, wenn etwa im Kindergarten eine »Plombierung« erwogen wird: »Marie's Faust, die einem Hammer gleich auf Katharinas Schädel plauzte.«

Als Doderers Widerpart taucht irgendwann auch der Fin-de-Siècle-Architekt Adolf Loos auf, im Körper von Maries bester Freundin nämlich, und fortan streiten sich die beiden durchaus problematischen alten Herren, Ex-NSDAP-Mitglied der eine, pädophiler Schmierlappen der andere, ob die Reinkarnation nun als Chance aufzufassen sei oder als Höllenstrafe, verschärft durch die Qualen des Kinderfernsehprogramms der Achtzigerjahre. Doderer und Loos unter »Wickie«-Folter: das versöhnt mich dann damit, dass die Sprache des Romans (»Er verzog sein ansonsten so verschmitztes Gesicht zu einer Bitte«) trotz großer Lust am parodistisch Gespreizten (»... Situationen, die grundsätzlich jeglicher Importanz entbehrten ...«) nicht immer ganz trittsicher auf den sprachlichen Höhenkämmen des Vorbilds wandelt.

Aber dafür habe ich schließlich den alten Heimito selbst. Und für die Fortsetzung nun eben die junge Nadja. □

Zeichnungen: Tex Rubimowitz

DAS IST JETZT NICHT WAHR,

10. TRIENNALE der Karikatur

5. Juni bis 3. Oktober 2021
10 bis 17 Uhr | montags geschlossen

SATIRICUM
Sommerpalais Greiz
www.sommerpalais-greiz.de

Titanic 53